

Die Nibelungen.

Nach

nordischer und deutscher Dichtung erzählt

von

Dr. W. Wagner.

Illustrirt von H. Vogel, F. W. Heine u. A.



Erweiterter Abdruck aus:

Wilhelm Wagner's „Deutsche Heldensagen“.

Verlag

und

Druck von Otto Spamer.

Leipzig.

Vorwort.

Mehrfach schon wurde das Verlangen nach einer Zusammenstellung der nordischen Nislungenssage mit dem deutschen Nibelungenliede ausgesprochen. Der Herr Verleger ging auf diese Idee ein und theilte seine Ansichten über Plan und Ausführung eines solchen Auszugs aus unserm größeren Werke, „Unsere Vorzeit“, dem Verfasser mit. Dieser bot gern die Hand zu dem Unternehmen, da er in dem Wunsche des Publikums ein erhöhtes Interesse für die kostbarsten poetischen Kleinodien aus dem germanischen Alterthum glaubt wahrnehmen zu dürfen.

Es sind freilich nicht jene Hochgesänge, die einst, aus dem Herzen der Nation hervorquellend, zum Preise Urmin's in den heiligen Hainen ertönten, aber doch tragen sowol die Eddalieder als die späteren Nibelungen in den Charakteren wie in den Thaten und Unthaten der Helden das Gepräge dieses Ursprungs, wenn gleich im Gewande der Zeit, in welcher sie entstanden sind. Die Dichtungen von den Nislungen sind unverkennbar die älteren; sie stammen zum Theil aus den Zeiten der Wikinger-Züge, und die darin auftretenden Helden erinnern an jene Germanen, die gegen das weltbeherrschende Rom ihre Nationalität und Freiheit behaupteten.

Die unserer Darstellung zu Grunde liegende Edda ist jene Sammlung von Liedern, die auf Island entstand. Dem gelehrten Isländer Sámund, dem Weisen (um 1100), wird die ältere oder Sámunds-Edda zugeschrieben, eine zweite Sammlung, die jüngere oder Snorri-Edda, dem Bischof Snorri Sturleson, der um 1200 n. Chr. lebte. Letztere Sammlung ist meist in Prosa verfaßt und diente zur Erläuterung der älteren. Die Dichtungen verbreiten sich über die Schöpfung der Welt, der Götter, Riesen und Zwerge, schildern aber auch die Thaten und Unthaten kühner Helden und edler Frauen in nordischer, oder vielmehr altgermanischer Färbung; denn sie stammen aus der germanischen Heroenzeit, was namentlich von den mit den deutschen Nibelungen verwandten Niflungen gilt.

Der Vollständigkeit wegen sind die verwandten Sagen, „Völundur“, „Helgi, Hjóward's Sohn“ und „Helgi Hundingsbana“, das alte Volksbuch „Von hürnen Seifried“ hinzugefügt worden. Desgleichen haben wir in den Schluß die zwei Helden aufgenommen, welche die Katastrophe der Nibelungen vollendeten, nämlich den sagenberühmten Dieterich von Bern, den alten Hildebrand, und auch die hochherzige Herat, die Gattin des Berners, im Sinne und Geiste einer Gräfin von Tannenburg dabei auftreten lassen.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.

Erste Abtheilung.

Die Niflungen-Saga. Nach den Liedern der Edda.

	Seite
Einleitung	3
Lieder der Edda	15
1. Wölundur	15
2. Helgi, Hiöward's Sohn	21
3. Helgi Hundingsbana (Hundingstödter)	27
4. Die Niflungen	33
Sigurd fasnirbana (fasnirstödter)	33
Der Niflungen Ausgang	47

Zweite Abtheilung.

Die Nibelungen. Nach deutscher Dichtung.

Einführung	57
Erster Abschnitt. Siegfried, der Nibelungenheld	63
1. Siegfried's Jugend	63
2. Wie Siegfried zu den Burgunden fuhr	73
3. Der Drachenstein	83
4. Die Werbung	91
5. Verrath und Mord	102

	Seite
Zweiter Abschnitt. Der Nibelungen Noth	117
1. König Etzel's Werbung	117
2. Die Fahrt ins Heunenland	121
3. Die Burgunden bei König Etzel	131
4. Sühneversuch und Feuersnoth	139
5. Der Held von Bechelaren	145
6. Die Urmelungenrechen. Ausgang der Burgunden	151
Dritter Abschnitt. Die Nibelungenklage	159
1. Zu Etzelburg und zu Bechelaren	159
2. Zu Worms	164

Dietrich und Hildebrand.

1. Der Todesbund	169
2. Heerfahrt nach Lamparten (Lombardie)	173
3. Dietrich, Kaiser in Romaburg	181
Schluß. Der Geisterzug	188





Nach Prof. W. Engelhard's Statue, gez. von F. W. Heine.

Zur Nibelungen-Sage.

Herauf, ihr Helden und Frauen
Aus längst vergangner Zeit,
Laßt uns noch einmal schauen
Eure Freuden und euer Leid!

Laßt uns noch einmal euch blicken
Ins verblichene Angesicht!
Von Kämpfen und Trauergeschicken
Am Borne Frau Saga spricht.

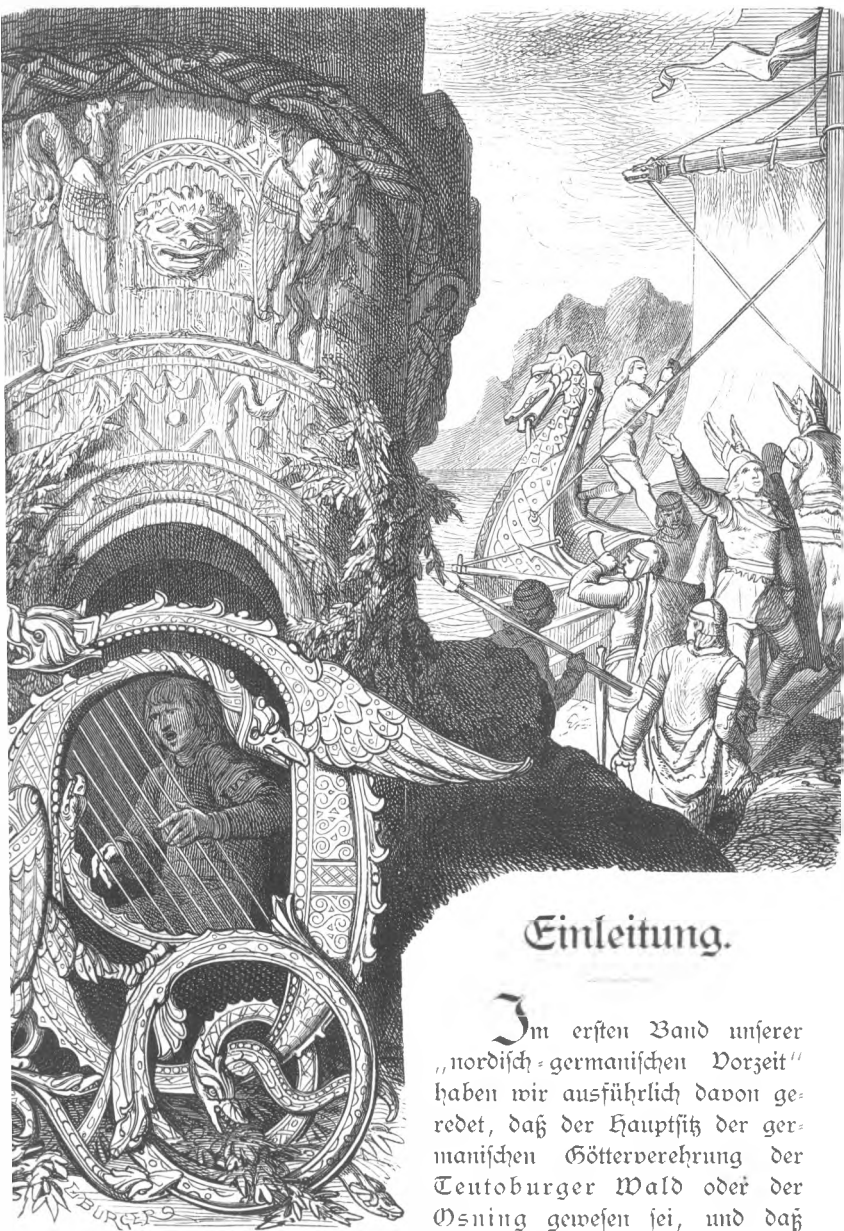
86
Sie soll uns sagen und singen
Von der Rache, von Angst und Noth,
Ein Lied zuletzt uns bringen
Von Liebe bis in den Tod;

Von Liebe, die nimmer endet,
Ob auch das Leben verglüht,
Die dort bei Freya vollendet
In heiliger Halle blüht.





Es klingen die Lieder im Süd und Nord
Von Kampf und Mord,
Von Liebesglut und gebrochener Treu
Und später Reu.
Wohl mögen es Märchen und Sagen sein,
Doch ist es der Mensch mit seiner Pein,
Der über die Bühne des Lebens zieht
Bis Odin ruft und das Leben flieht.



Einleitung.

Im ersten Band unserer „nordisch-germanischen Vorzeit“ haben wir ausführlich davon geredet, daß der Hauptsitz der germanischen Götterverehrung der Teutoburger Wald oder der Wesning gewesen sei, und daß selbst auch der Cheruskerheld Arminius den römischen Dränger Varus mit seinen Legionen erschlagen habe. In den Liedern, die zu seinem Preise esungen wurden, gewann er eine göttliche Gestalt; er ward identisch mit

dem Lichtgott Valder, dem Geber alles Guten. Im Laufe der Jahrhunderte erhielt er wieder menschliche Gestalt und erschien in den epischen Dichtungen als der unvergleichliche Held Sigurd oder Siegfried, der den Drachen Fafnir (Varus) auf der Gnitakeide erschlägt und den Geldhort gewinnt. Als die Sachsen, die an dem Glauben ihrer Väter festhielten, vor dem Schwerte Karls des Großen, nach Danland, Norwegen, zuletzt nach Island flohen, nahmen sie den väterlichen Glauben und die alten Lieder mit, die nun im Norden allerdings vielfach verändert wurden, bis man sie in der Edda sammelte. Nun haben dänische Gelehrte stets behauptet, jene Dichtungen seien im Norden entstanden, der Sänger der Nibelungen habe den Stoff zu seinem Epos aus dem Norden geholt; allein es ist erwiesen, daß fahrende Sänger lange vorher die Sagen von Siegfried, dem Ueberwinder des Lindwurms, vortrugen, und neuerdings hat der dänische Alterthumsforscher Jessen aus inneren und äußeren Gründen dargethan, daß der Ursprung, die Heimat dieser Dichtungen nur in Deutschland zu suchen sei. Dasselbst suchte sie auch schon im zwölften Jahrhundert der isländische Abt Nikolaus, der eine Reise nach Mainz machte; denn er sagt in seinem Itinerarium, zwischen Paderborn und Mainz liege die Gnitakeide. Wir stellten in unserm oben genannten Werk die Vermuthung auf, die Drachenhöhle, wo der Nibelungenhort lagerte, sei im Kilberg (Risliandur), von Gelehrten auch Varusberg genannt, zu suchen; allein ein Freund aus Hannover belehrte uns seitdem, in der Gegend von Herford befinde sich das unbedeutende Dörfchen Knetterheide, das offenbar als die Gnitakeide des Isländers zu betrachten sei. Wäre es aber nicht möglich, daß gerade in dieser Gegend, die in alter Zeit Moor und Wald bedeckten, der letzte Rest der römischen Legionen den Streichen der Germanen erlag? Die Schlacht dauerte drei Tage, während welcher Zeit die Römer unter beständigen Gefechten ihren Marsch fortsetzten und gewiß an jedem Tage große Verluste erlitten. Da mochte Germanicus überall Gebeine finden, welche er in einem Leichenhügel begrub. Die deutschen Sänger aber kannten wohl den Ort, wo der römische Feldherr sich verzweifelnd in sein Schwert stürzte, und das war die Gnita- oder Knetterheide.

Genug der Hypothesen; wir wenden uns der Betrachtung der Sagen zu, die wir der Niflungen-Sage voran stellen.

Zuerst finden wir die Sage von Wölundur, dem kunstfertigen Schmied, der nicht blos die besten Schwerter und Streitgewänder, sondern auch Ringe und Geschmeide der seltensten Art verfertigte. Die Dichtung stammt, wie die nordische Wilkinasage berichtet, aus Deutschland, und der berühmte Meister wird in der deutschen Dichtung Wieland genannt. Diese letztere, die in unserm mehr erwähnten Werke (II. S. 138—139 ff.) nachzulesen ist, berichtet über seine früheren Erlebnisse. Er war ein

Enkel des durch Kriegsthaten berühmten Königs Wilfinus und der Meerminne Wachilde. Sein Vater, der Riese Wade, trachtete nicht nach hohen Dingen, nicht nach Kriegeruhm und Kronen, sondern er liebte friedliche Gewerbe und meinte, das Handwerk, oder vielmehr die Kunst habe einen goldenen Boden. Deswegen gab er seinen Sohn Wieland bei dem Kunstschmied Mimir in die Lehre, wo aber der friedliche Bursche von dem starken Siegfried, dem Sohne des Königs Siegmund, gar übel gehudelt und sogar einstmals bei den Haaren fortgeschleift wurde. Dennoch hielt er geduldig bei dem Kunstschmied aus, bis er nach drei Jahren des Geschäfts kundig war. Indessen war der Riese Wade noch nicht mit seiner Geschicklichkeit zufrieden; er führte den willigen, lernbegierigen Sohn zu den Alfes (Elfen), die im Schoße der Berge schurften und mit Hammer und Zange Wunderdinge zu fertigen verstehen. Auch bei ihnen sollte der Lehrling drei Jahre bleiben; dann, glaubte sein Vater, werde er ein vollendeter Meister sein. Unter den kunstfertigen Bergmännlein verdoppelte der Lehrbursche seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit.

Er lernte vornehmlich den Zaubersegen, der die Rüstungen undurchdringlich, Schwerter und andere Waffen so scharf machte, daß sie in Stahl und Stein einbissen, ohne schartig zu werden. Er übertraf bald seine Lehrmeister, sodaß sie wünschten, er möge bei ihnen im hohlen Berge bleiben. Als Wade zur festgesetzten Zeit erschien, um den Sohn abzuholen, beredeten ihn die Alfes, daß er denselben noch ein Jahr im Berge ließe. Der Alte hatte jedoch die List der Kobolde durchschaut; er verbarg daher sein gutes Schwert in einer Grube und zeigte es seinem Sohne, damit er sich im Nothfall zur Wehre setzen könne. Das Mißtrauen war, wie die Folge lehrte, nicht vergeblich, denn als der Vater nach Jahresfrist sich einstellte, fand er den Berg verschlossen, und ein Felsstück rollte polternd auf Veranstaltung der tückischen Bergleute herab und zerschmetterte ihm den Kopf. Wieland dagegen ergriff das verborgene Schwert seines Vaters, erschlug damit viele Schwarzalfen und schaffte sich freie Bahn.

Die Sage berichtet nicht, wo der treffliche Schmied seine Werkstätte aufschlug; sie lehrt nur, daß er auf Odin's Befehl das gute Schwert Gram, in der deutschen Sage Balmung, verfertigte, daß der königliche Held Siegmund damit viele Siege erfocht, bis es an Odin's Speer in Stücke brach. Der Schmied Regin stellte die Waffe für den Helden Sigurd wieder her, und der sagenberühmte Heros erlegte damit den Lindwurm und verrichtete wunderbare Thaten, bis er frühe durch die Tücke seiner Verwandten fiel. Wölundur's fernere Schicksale erzählt die nordische Sage, die wir hier aufgenommen haben; die deutsche Dichtung aber weiß noch, wie er seinem kühnen Sohne Wittich das Streitgewand und

das Schwert Níming übergab, der sofort zu Dietrich, dem Berner Helden, zog und große, aber auch verhängnißvolle Thaten verrichtete, was in unserer deutschen Heldensage ausführlich dargestellt ist.

Die folgenden Lieder „Helgi, Hjóward's Sohn, und Helgi, Hundingsbana (Hundingstöchter)“ stehen in einigem Zusammenhange mit der Niflungensage. Der erste Helgi war mit der Walküre Swawa verlobt, einer Tochter des Königs Eilini, dessen zweite Tochter Hjórdis der ruhmvolle Held Siegmund, ein Sohn Wölfung's, vom Geschlechte Odin's, heimführte und mit ihr den strahlenden Sigurd erzeugte. Demnach waren Helgi und Sigurd Samsbana, der strahlende Held der Niflungensage, Halbbrüder. Beide Helgilieder tragen ganz nordisches Gepräge, und das zweite von Helgi Hundingsbana ist eine der schönsten und edelsten Perlen der nordischen Dichtungen. Man erkennt darin die Greuel der Wifingerzüge, die freilich nur mit den wenigen Worten „er heerete“ angedeutet werden, weil sie der Dichter fast alljährlich vor Augen hatte; wer aber die Greuel dieser verheerenden Züge aus der beglaubigten Geschichte kennt, wer davon liest, wie Dörfer und Städte eingeäschert, die wehrlosen Einwohner ohne Barmherzigkeit hingeschlachtet wurden, der kann sich einen Begriff von der Verwilderung der nordischen Völker in jener fürchterlichen Zeit machen. Dazu kommt die von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Rache, da Söhne und Enkel nach dem Blute Derjenigen dürsteten, die sie oder ihre Ahnen geschädigt haben.

Unter allen diesen Scenen voll Greuel und Entsetzen läßt uns der Dichter den untilgbaren Adel der menschlichen Natur erblicken, indem er die Liebe der Walküre Sigrun zu ihrem Gatten Helgi schildert, wie ihre Thränen den Helden aus den Sälen Odin's herabziehen, und wie sie nicht mehr weine, sondern nur im Tode an seiner Seite ruhen und in Freya's Foltswang mit ihm ewig vereinigt sein will.

Unser Nibelungenlied ist, wenn auch nach Form und Auffassung dem Mittelalter angepaßt, doch nach der zu Grunde liegenden Idee, nach dem darin ausgeprägten Geist der nordischen Dichtung entsprechend; ja, die Liebe Chriemhildens zu dem herrlichen Helden tritt in dem Liede bestimmt als der Grund hervor, der sie antreibt, nicht bloß den menschlichen Hagen, sondern auch ihre Brüder, die ihn beschützen, und die andern Helden bis in den Tod zu verfolgen. In der Niflungensage entspringen dagegen Gudrun's letzte Greuel vielmehr aus Rache für die grausame Ermordung ihrer Brüder. Der Dichter scheint die Liebe Gudrun's zu Sigurd vergessen zu haben, oder er läßt den Vergessenheitstrank, den sie von ihrer zauberkundigen Mutter erhalten, noch länger fortwirken.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese Wahrnehmung als einen Beweis dafür betrachten, daß unser Lied aus den ältesten Quellen schöpfte,

vielleicht aus jenen Liedern, die einst zum Preise Armin's klangen, welche flüchtige Sachsen nach dem Norden trugen. Die Dichtungen von den Walküren Swawa und Sigrun offenbaren die Liebe, die bis an und über das Grab dauert; jene Liebe aber, die selbst an der Seite des zweiten Gatten nicht erlischt, die der Grund der zweiten Verbindung ist, die zur unverföhnlichen Rache, zur Vertilgung des ganzen Geschlechts treibt, die ist nur in unserm Liede leitende Idee und klingt durch den zweiten Theil der „Nibelungenmoth“ fort.

Die Siegfriedslieder, die mit den Gesängen zum Preise der verehrten göttlichen Wesen im Zusammenhang standen, waren unter den Germanen weit verbreitet und die Wandervölker, die erobernd in das Römische Reich einfielen, nahmen auch ihre Götter und Heroen mit. Wo sie sich nun auf längere Zeit ansiedelten, da gründeten sie auch im frommen Glauben den verehrten Wesen Sitze und Heiligthümer.

So thaten die Burgunden oder Alamannen im Hardtgebirge, vornehmlich am östlichen Rande, wo der Blick über den Wonnegau bis nach Worms und weiter über den Rhein bis zu den blauen Höhen der Bergstraße schweift.

„Wo der Fenergeist in der Rebe träumt,
Bis geboren im Becher beim Mähl er schäumt, —
Da möcht ich sein.“

So dachten die germanischen Wanderer und bauten sich Hütten, Königspaläste, Heiligthümer für ihre Götter und trugen viele Namen aus der Heimat auf die neuen Wohnsitze an und in der Hardt und im Wonnegau bis an den Rhein über. Auch die alten Mythen und Sagen knüpften sie an die neue Heimat, was noch in den Benennungen einzelner Ortschaften und in eingegrabenem Zeichen erkennbar ist. So erhebt sich oberhalb des Städtchens Dürkheim der Wodansberg, jetzt Michelsberg, wo die köstlichsten Trauben reifen. Hier stand erst ein dem Schlachten- und Siegesgott Wodan geheiligter Altar. Die christlichen Missionäre setzten an die Stelle des Siegbringers den Erzengel Michael, den Sieger über die Mächte der Hölle. Unfern davon ragt der Peterskopf hervor, einst dem Thunar geweiht, der mit seinem Hammer die Winterriesen erschlägt und den Schoß der Erde öffnet, daß er dem menschlichen Anbau zugänglich wird. An seine Stelle trat in christlicher Zeit der Apostelfürst, der mit seinem Schlüssel die Himmelspforte aufschließt. Unterhalb des Peterskopfes ragt schroff und steil eine Höhe empor, deren oberen Rand eine alte Mauer umschließt. Das Volk nennt sie jetzt Krummholzer Stuhl; in Urkunden heißt sie dagegen Brunholdistuhl. An der Ostseite dieser Anhöhe stehen die Felsen wandartig, fast wie Couliissen, sodaß sie eine feste Burg zu umgeben scheinen. Auf diesen Steinen sieht man

mancherlei Zeichen eingemeißelt, in welchen man freilich mit Hülfe einiger Phantasie das Sonnenrad, das Sonnendreieck und ein springendes Pferd, vielleicht das Sonnenroß, erkennt. Es befindet sich ferner am Nordostabhange des Peterskopfes eine in das Gestein künstlich eingehauene Vertiefung, Brunholdisbett genannt, und in Zusammenhang damit auf der entgegengesetzten, westlichen Seite des Gebirges ein mächtiger Monolith (Einzelstein), $6\frac{1}{2}$ Meter hoch und $4\frac{1}{2}$ Meter im Umfang, bekannt unter dem Namen Chriemhildispil. Mit Ausnahme dieses letzteren Steines, der wol in ältester Zeit eine Mal- oder Dingstätte bezeichnete, wo sich die freien Männer zum Gericht oder zu einer Festfeier versammelten, sind die andern Vertiefungen am Ostrande des Gebirges, nahe am Ausgange eines Thales, das von dem Flüßchen Isenach durchströmt wird. Im Hintergrunde dieses Thales, wo verschiedene Bäche sich zur Isenach vereinigen, bildet der Drachensfels den Abschluß.

Alle diese nahe bei einander liegenden Vertiefungen lassen im Zusammenhang den alten Naturmythus erkennen, wie er sich im Bewußtsein der verschiedenen arischen Stämme gebildet und nach ihrer Trennung von einander zur Heldensage weiter entwickelt hatte. Nach ältester Anschauung raubt der Dämon der Finsterniß und der Winterkälte der mütterlichen Erde den Blätter- und Blütenschmuck und versenkt sie in todähnlichen Schlaf. Darauf erscheint ihr Erlöser, der Himmelsgott des Lichts und der Wärme, bezwingt den Unhold und erweckt dann die Erde zu neuem, frohem Leben.

Am Indus wieder, wo der Sonnenbrand Quellen und Bäche austrocknet und die Felder versengt, rauben Dämonen die Himmelskühe (Wolken) und verschließen sie in finsterner Höhle. Der mächtige Indra erlegt die Unholde und spaltet mit dem Blitz den Berg, daß die regenspendenden Wolken oder Quellen frei werden. Bei den Iranern kämpft Ahuramazda (Ormuzd) mit dem Böses sinnenden Agramainyus (Ahriman). Die germanische Sage setzt an die Stelle des Lichtgottes Balder oder Vol, der alle Wesen mit seiner Liebe und Gnade umfaßt, den göttergleichen Siegfried (Sigurd) von Wodan's Geschlecht. Im Drachensfels liegt der Lindwurm über dem geraubten Hort, der Held erlegt ihn und führt den erbeuteten Schatz aus dem hohlen Berge. Er gelangt an die burgwallartigen Felsen des Brunholdisstuhls, den zur Sonnenwendezeit flammen umloderten, wie daselbst noch bis in die neuere Zeit Johannisfeuer angezündet werden. Er dringt durch die flammen empor zu der von einer Mauer umschlossenen Burg, weckt die göttliche Erdenbraut mit einem Kuß und schließt mit ihr den Bund der Liebe und Treue, wie der Himmel im wonnigen Mai mit der Erde, und zieht dann weiter gen Worms, wo sich ein Kranz von Sagen seinem Namen anschließt.

Hier scheint Valder oder Vol, der Licht und Segen spendende Gott in der Mythe, schon verdunkelt und zurückgetreten, da jene in die Felsen eingehauenen Zeichen sehr fragliche Merkmale des Sonnengottes sind; im Osning dagegen, wo doch die Urminiuslieder zuerst gesungen wurden, war der lichte Valder lange im Gedächtniß des Volkes geblieben, wie noch jetzt die Namen Baldersbrook, Völnerstod (Volstod?), Polhof, Vahlhausen u. A. beweisen. Gewiß aber feierte man im Osning wie im Hardtgebirge und an anderen Orten die Feste der drei höchsten Götter Wodan, Thunar und Freyer, und am Julfest waren hier wie dort weidliche Secher bei vollen Hörnern versammelt und legten auf Frey's Eber Gelübde künftiger Thaten ab.

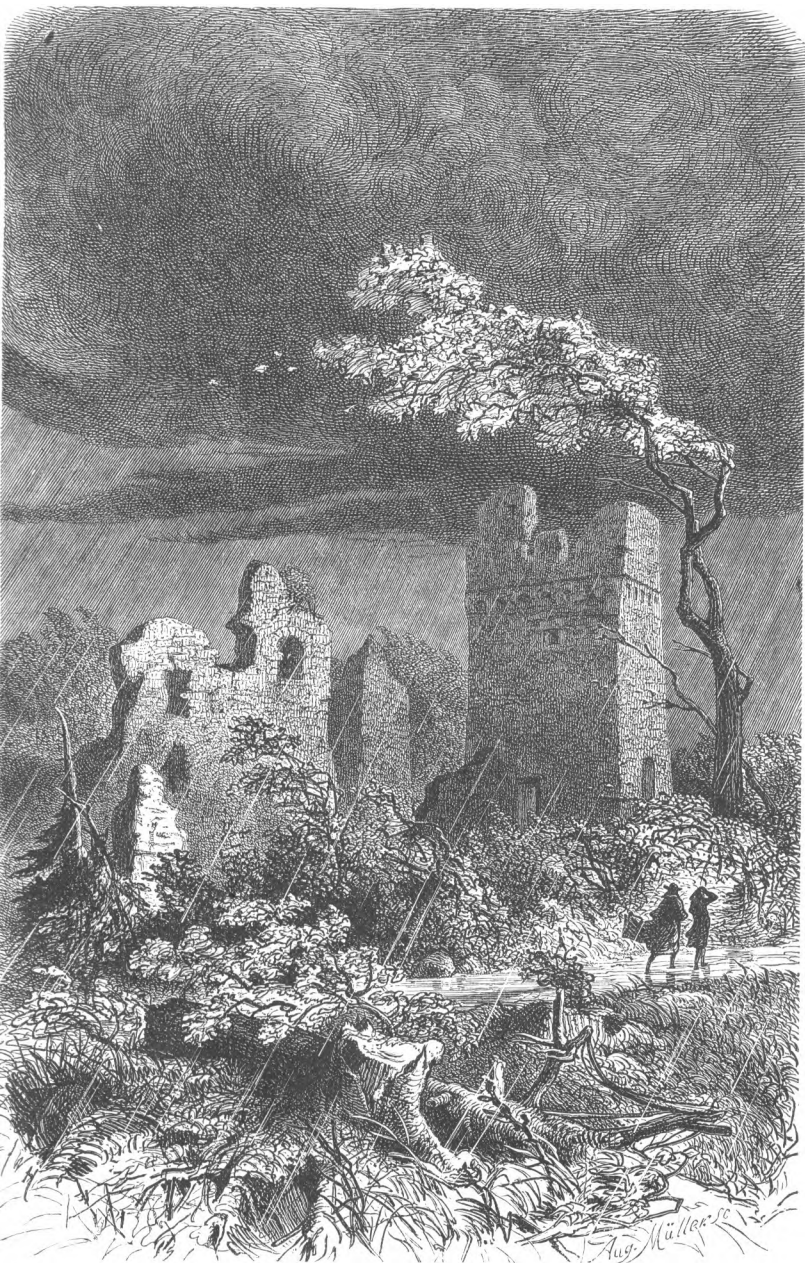
Bei der Bekehrung zum Christenthum ließen sich die alten Göttheiten nicht so rasch beseitigen. Um sie indessen den Bekennern der neuen Religion recht widerwärtig zu machen, suchte man ihnen wilde und grausame Züge sowie schädliche Eigenschaften beizulegen, während man alles milde und gütige Thun der Bewohner von Asgard auf die Engel und Heiligen übertrug. Auf den Bergen und in den Hainen, wo man ehemals den Göttern opferte, erhoben sich bald zahlreiche Bethäuser; und um den neuen Gottesdienst angenehmer zu machen, verlegte man die Gedächtnistage zu Ehren der neuen Heiligen vorzugsweise gern in die Zeiten der heidnischen Feste. Hoch-, Wy- oder Weihezeiten nannten die alten Deutschen ihre alljährlich wiederkehrenden Festtage, die, wie sehr auch der Götterkultus hervortritt, doch sich ursprünglich von Naturerscheinungen, oder von den vier Jahreszeiten ableiten lassen.

Als die beliebteste, vornehmste und heiterste Festzeit der alten Germanen darf das Jul- oder Joelfest vorangestellt werden, das Fest der Winter Sonnenwende, das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad (altnordisch hjol oder jol) war. Noch heute ist Weihnachten die von Jung und Alt ersehnte Periode allgemeiner Herzensfreudigkeit. Das heidnische¹ Fest begann am heiligen Abend und endigte mit dem Dreikönigstag. Im skandinavischen Norden, wie bei uns, lebt die Sitte fort, sich zu Weihnachten und Neujahr gegenseitig zu beschenken, zu begrüßen und zu besuchen, alte Bande der Freundschaft zu erneuern oder fester zu knüpfen. Wenn „St. Nikolas“ am Rhein, „Knecht Ruprecht“ im nördlichen und mittleren Deutschland den Kindern die herannahenden Wonnertage verkündet und sie nach Umständen belobt, beschenkt oder bestraft, so erscheint in Pommern der „Julflapp“, spendet willkommene Gaben und erinnert also an den obersten Gott unserer Voreltern. Da geht's sowol im hohen Norden, wie bei uns recht lustig zu, und wenn unsere deutschen Kinder sich an Zuckergebäck, Kuchen und Lebkuchen laben, so erscheinen in den Nordlanden „Julbrot“ und „Julgrütze“ neben Schinken, Stockfisch,

Fleisch, Käse und Butter auf den gastlich geschmückten Tischen. Mel und Brantwein fehlen nicht, jeden Ankommenden zu laben, und um die „Zulfreude“ nicht zu verderben, darf das Gebotene nicht verschmäht werden. Die vornehmste Labung, auf welche sich Aller Augen richten, bildet der „Zuleber“ oder „Zulbock“, ein schmackhaftes Gebäck in Gestalt eines Ebers oder Widders. — Um diese Zeit herrschte auch bei unsern Vorfahren Behagen und Heiterkeit in den Hütten und Herrscherstätten; aller Streit ruhte, und die Götter hielten während der zwölf Tage ihre feierlichen Umzüge. Bei frohen Gelagen vereinigten sich die Sippen und als Festgericht ward der mit Grün gezierte Eber aufgetragen, welcher dem Fro oder Freyer geheiligt war.

Zur Winter Sonnenwendzeit verließen die Götter ihre Himmelsburgen, um auf die Erde hinabzusteigen, und die Erdenbewohner jubelten der Ankunft der Himmlischen entgegen. Das Wasser wurde von ihnen gesegnet und man schöpfte zu Mitternacht sogenanntes „Wywasser“ aus den heiligen Quellen, um es als „Weihwasser“ aufzubewahren. Auch im Reiche der Pflanzen ging es lebhaft her; die im Winter ruhenden Bäume wurden gerüttelt, um zum Empfange der Götter sich mit zu rüsten. Auf den Höhen und in den Hainen brannten die Feuer, und große Opfermahle fanden statt. — Ein guter Theil dieser Bräuche ist auf das Geburtsfest Christi übergegangen, für welches der heidnische Name „Weihnacht“ beibehalten worden ist.

Besonders in Schwaben und der Schweiz haben sich Jahrhunderte hindurch viele alte Sitten und Gebräuche erhalten. Das Verlangen des „Bechtels-Weins“ in den nördlichen Kantonen ist erst 1529 abgeschafft worden, dafür aber das „Berchtolds-Fest“ in Zürich, als Bezeichnung für den 2. Januar, geblieben. Dieser Brauch erinnert auffallend an das „Berchteln“ und das im südlichen Deutschland übliche „Perchtenlaufen“ sowie an das „Berchteljagen“ in Kärnthen, wobei mit Bändern verzierte und auf alle mögliche Weise unkenntlich gemachte Vermummte in den Straßen und Häusern Pöffen und Unfug aller Art treiben. Es sind Volkschnurren, die theils am Vorabend des „Berchtentages“ (6. Januar), in der Regel aber zwischen Weihnachten und Dreikönigstag vor sich gehen, Nachflänge der Verehrung der Berchta, deren Thun noch immer in der Sage fortlebt. In Thüringen erzählt man noch den Kindern, wie die gute „Holla“ oder „Berchta“ jeden Dienst vergelte, ähnlich wie die in der Uckermark wandernde Frau „Harke“, die nachsieht, ob die Mägde ihren Flachs fein säuberlich gesponnen haben. Daher heißt auch der Dreikönigstag, an welchem die vornehmsten der germanischen Göttinnen ihren Umzug beendet hatten, in Oesterreich, Tirol und Bayern „Perch- oder Prechttag“.



Der Rodenstein im Gersheim. Zeichnung von K. W. Heine.

In Zürich nannte man ihn früher „Brechtentag“. Auch in der „weißen Frau“ hat sich die Erinnerung an „Hulda“ oder „Berchta“ fort- erhalten. — Ferner lassen sich die vielbeliebten Gestalten des „Fastnachts- bären“, eines Repräsentanten des Winters, welcher gefesselt herumgeführt, ge- heßt und schließlich begraben wird, gleich wie der „Schimmelreiter“ auf Wodan, den germanischen Göttervater, zurückführen. Nicht minder mahnen die herkömmlichen Larven und Masken des Faschings, wie der „Grimes“, „Geckenbähn“ zc., an den ruhmungslängsten Odin (hruod perahrt), daher Knecht „Ruprecht“, wenn er in den zwölf Nächten als Sturmgott mit seinem wilden Heere dahinbraust. Des „Schimmelreiters“ haben wir weiter vorn ausführlich gedacht; er zählt in einigen Gegenden von Hannover, Friesland und Oberschlesien noch immer zu den gern ge- gesehenen Fastnachtsfiguren. Auch vom Gebrauch der „Ostereier“ haben wir früher gesprochen, sowie vom eierspendenden „Osterhasen“, einem gleichfalls uralten Gebrauch, der sich in der mannichfaltigsten Weise in Schwaben, Tirol, im Hessischen und überhaupt in Süddeutschland erhalten hat. „Eierklauben“ in Tirol, „Eierlaufen“, „Eierlegen“, „Eierlesen“ zc. sind von der Eifel bis nach der Schweiz hin in steter Übung geblieben.

Eine Erinnerung an den Schlachtengott ist die Sage vom Auszug des Rodensteiners vor Ausbruch eines Krieges. Zur Zeit des ersten Napoleon zog der Spuk oftmals durch die Scheuer eines Pächters, der ihm die Thore öffnen mußte. Der Mann bestätigte seine Aussage eidlich vor Gericht; allein wahrscheinlich war eine Räuberbande dabei im Spiel. Wir haben die Ruine im Odenwald während eines Gewitters gesehen, und danach ist unsere Illustration entworfen.

Ebenso sind die „Osterfeuer“, sowie manche Volkslustbarkeiten zu Ostern und Pfingsten, größtentheils Ueberbleibsel der heidnischen Feste, welche dem anbrechenden Lenze oder dem Beginn des Sommers galten. Selbst die üblichen Speisen in der Char- oder Osterwoche rühren zum Theil vom Feste des Frühlingsempfanges her. — Ein guter Theil der Aufzüge, welche in Flandern, England, Dänemark und vielen Orten Deutschlands im Mai vor sich gehen, entsammt gleichfalls der heidnischen Vorzeit. Nach der nordischen Mythe hat in den ersten zwölf Tagen des Mai die Vereinigung Wodan's mit Frigg stattgehabt, und es sind daher diese Tage von unseren Urahnen festlich begangen worden. Jene zwölf Nächte galten für heilig und an ihnen wurde später das sogenannte „Mailag“ oder „Maifeld“, der altdeutsche Landtag, abgehalten.

Nachklänge jener Feier sind die Feste der Frühlings-Einholung, ge- wißermaßen zur Feier der Rückkehr Wodan's nach seiner Brautfahrt, und sie hat sich in zahlreichen Gebräuchen zum großen Theil auf das christliche Hochfest „Pfingsten“ übertragen.

Ebenso findet der auf Walpurgis noch übliche „Blockberggritt“ in der germanischen Mythe seine Erklärung. Nach dem Blockberg begaben sich die ihrem alten Glauben treu gebliebenen Sachsen, welche nur im Geheimen wagen durften, den Göttern ihrer Väter zu dienen. Aus den Anhängerinnen des alten Glaubens, den „Hagediesen“, „Hägäsen“ oder „Hainbesucherinnen“, wurden die gefürchteten Hexen, und aus den mannichfachen heidnischen Gebräuchen, welche das Maifest mit sich gebracht, erwuchsen allmählich alle jene Spukgestalten, welche in der Walpurgisnacht ihren Sabbath gefeiert haben sollen. Daher auch die noch heute in deutschen Distrikten Böhmens vorkommenden „Hexenfeuer“, sowie die vielfachen Umzüge zur Austreibung der Unholdinnen, bei welchen es nirgends an Lärm, Pöffen, Peitschenknallen, Vermummungen und Unfug schlimmer Art gebricht.

Die alte Feier der „Sonnenwende“, welche auf Sankt Johannes übertragen wurde, erhielt sich bis zum heutigen Tage. Schon zur Zeit des Frühlingsanfangs begannen diese Feste, und noch heute liefern sich in Mitteldeutschland, sowie an anderen Orten die „Blumengrafen“ förmliche Gefechte. Ebenso ist als Ueberrest der heimlichen Opferfeste die Gewohnheit zu betrachten, sich am 1. Mai „Mark in die Knochen zu trinken“ und verschobene Händel an diesem Tage zum Austrag zu bringen. Das Fest der „Maibraut“ und der „Maifrau“ gehört zu der bereits besprochenen Gattung von Festen, welche von der Göttermutter herrühren. Auch wissen wir, daß die Frühlingsgöttin Ostara bei unsern Vorfahren eine besondere Verehrung genoß. In verschiedenen Orten Deutschlands traten an die Stelle des „Mairittes“ die „Pfingstritte“. Die altüblichen „Johannesfestfeuer“ leuchten heute noch besonders in Schlesien, Böhmen und Nieder-Oesterreich; sie finden noch überall da statt, wo die „Sonnenwendefeuere“ in der Erinnerung sich erhalten haben. Es ist das Fest des Lichts und des Feuers, welches sich an die Vorstellung von dem Gott der Liebe und der Ehe, nämlich Freyer, knüpft. Das Fest der „Scheiterweihe“ in Tirol, ja selbst die „Judasfeuer“, gemahnen an die Frühlingsgöttin. Ihr, vielleicht auch dem Thunar und Freyer, galten jene Feste, welche in allen Theilen von Schwaben, Tirol und Böhmen ehemals üblich waren.

Die „Verbrennung des Judas“ trat an die Stelle der üblichen Opfer, als das Heidenthum sich vom Christenthum verdrängt sah. Da jedoch der rothhaarige Judas im Norden Deutschlands weniger Anhänger fand, so hat man an seiner Stelle zu Camin in Pommern, sowie in Bräunrode am Harz statt des häßlichen Verräthers das Eichhörnchen als Opfergegenstand sich erkoren, wol nur der Haarfarbe wegen, wie denn auch Fuchs und Rothkehlchen dem Thunar zugehörten.

Auch der auf den 25. Juli fallende Gedächtnistag des heiligen Christoph war ursprünglich ein Festtag zu Ehren des Donnergottes. Als man den neuen Patron zu verehren begann, hoffte man, daß der gnadenreiche Heilige mit besserem Erfolg gegen Blitz, Hagelschaden und Unwetter schütze als sein Vorgänger.

An die heidnischen „Wassermimen“ (Unholde) erinnern die eigenthümlichen Feste, welche die Fischer an einzelnen Orten Deutschlands noch heute zur Sommerzeit begehen; z. B. das Fest des „Wasserkönigs“, zu Lettin unfern Halle, wobei sich der Wasserfürst sammt seinen Nigen schließlich in den Fluß stürzt, allerdings sorgsam bemüht, schleunigst an das Ufer zu gelangen, um statt des Wassers ein anderes Naß zu schlürfen, das den Trinker in Walhalla's Räume versetzt.

Das große Herbstfest der Germanen, ein Dankfest für die glücklich eingebrachte Ernte, ward je nach dem Reifen der Früchte bald auf den Michaelstag, bald auf den Martinstag übertragen, oft auch zur Kirmes begangen. Noch heutigen Tages leuchten in den Nordlanden die Höhenfeuer, wie bei uns zu Johanni und Martini. In früheren Zeiten galten sie Wodan, dem Spender des Erntesegens; später verwandelte sich der alte Heidengott in den Anführer des gespenstigen Heeres. An seiner Stelle nimmt nun St. Michael, Bannerträger der himmlischen Heerscharen, die christlichen Dankopfer entgegen, und es galt seitdem den Bewohnern des Harzes St. Michaelstag gar lange für einen schlimmen Hegenfeiertag, indem das Erscheinen der Herbststürme zusammenfiel mit dem Glauben an den Umzug des „wilden Jägers“. In anderen Orten ging die Verehrung Wodan's, als Gott des Landbaues und der Ernte, auf den heiligen Martin über, den Schutzpatron alles Geflügels. Betrachtet man die in den verschiedenen Gauen Deutschlands bei den Kirchweihfesten üblichen Gebräuche, so erkennt man in ihnen gar bald die Fortsetzung heidnischer Gewohnheiten. Der im östlichen Deutschland auch übliche „Hahenschlag“ und der „Hammelritt“ in Thüringen sind Ueberreste eines alten Dank- und Opferfestes, wofür auch der Gebrauch spricht, daß der Hammel auf dem Stein unter der Linde sein Blut vergießt.

In den letzten Monaten des Jahres erinnern eine Menge Sitten und Gebräuche an verschiedene heidnische Gottheiten, wie an Berchta, die gütige Spenderin von Gaben an die harrende Kinderwelt.

Nun genug der Betrachtungen alter Sitten und Gebräuche; wir treten zu den Dichtungen selbst heran.





Die drei Schmiedeburschen gewinnen drei
Walfärenjungfrauen.

Lieder der Edda.

1. Wölundur.

Rifðifðak, rifðifðu,
Gefellen, hámúert rústíg zu!
Das Eísen glúht, der funken sprúht,
Daraus des Meísters Werk erblúht.
Rifðifðak, rifðifðu,
Gefellen, Zeit íst nun der Ruh'!

So sangen drei rüstige Burschen, die in einer Schmiedewerkstätte
1 einer Schwertflinge arbeiteten. „Ja“, sagte der jüngste von ihnen,
die Feierstunde ist da. Der Hammer hat sein Werk gethan, morgen
ird der Ringbrecher gehärtet, mit Alfenpulver geschärft, mit Scheide und
oldgriff versehen, dann der Zaubersegen, und die Wehre ist fertig.
Ich sage euch, liebe Brüder, das Schwert, das Freyer dem Skirnir gab,
ar nicht schneidiger und glänzte nicht heller als unser Werk.“ —
freilich, Wölundur,“ sagten die Brüder, „du hast die Kunst bei den

Alfen gelernt, die auch Freyer's Schwert schmiedeten; da muß wol das Werk den Meister loben. Aber nun wollen wir die Schurzfelle ablegen und in der Meeresflut Schweiß und Ruß abspülen. Vielleicht läßt uns Großmutter Wachilde, die Meerminne, irgend einen Schatz finden." Nach diesen Worten gingen die drei Brüder an den Strand, badeten und erschienen nun licht und schön, den lichten Alfen vergleichbar. Noch standen sie da, der Abendkühle sich freuend, da hörten sie flügelschlag über sich und erblickten drei seltsame Gestalten, nämlich Jungfrauen, mit Schwanenhemden umgürtet. Dieselben schwebten tönenden fluges zur Erde nieder, legten die flügelkleider ab und badeten in der lauen flut. Darauf saßen sie am Gestade und spannen mit goldenen Spindeln die Gescheße der Schlacht; denn es waren Walfüren, Königstöchter, die Urlog (Schlachtentscheidung) trieben. Das hatten auch die jungen Gesellen wohl erkannt und deswegen die federkleider heimlich weggenommen und in sicherem Versteck verborgen. Als nun die Mädchen ihre Gewänder suchten, begegneten sie den Brüdern, die sie freundlich begrüßten und in ihre Wohnungen einluden. Wol sahen sich die Jungfrauen nach einem anderen Obdach um; aber in der wüsten Gegend, die als das unheimliche Wolfsthal bekannt war, fand sich weit und breit keine wohnliche Stätte. Daher mußten sie unwilligen Geistes der Einladung folgen. Sie bereuten es nicht; denn beim fröhlichen Mahle erhoben die Brüder wohlklingenden Wechselgesang und erzählten von den Wundern im zauberischen Finnmarken und von dem Golde, das in den Wellen des Rheinstromes rollt; sie zeigten ihnen Rheingold, das sie selbst gewonnen, und Ringe und Kleinodien, die sie mit ihrer Kunst daraus verfertigt hatten. Die Jünglinge wußten so lieblich zu reden, daß die Walfüren in die Verlobung willigten. Egil, der mittlere von den Brüdern, gewann die kühne Melrun, Slagfider die stattliche Schwanweiß, aber die jüngste, die liebliche Allweiß, führte Wölundur in seine Behausung.

Sieben Winter wohnten die Gatten friedlich und fröhlich beisammen. Die Schildmädchen freuten sich über die Werke der Männer, die kunstvollen Helme, Brünnen, Schilde, Schwerter und Geschosse, die blank und fest geschmiedet aus der rußigen Esse hervorgingen. Sie schmückten sich mit Ringen und köstlichem Geschmeide, womit ihre Gatten sie beschenkten. Sie bereiteten das Mahl, das sie denselben vorsehten, wenn sie vom Weidwerk heimkehrten. Vornehmlich liebte Allweiß den verständigen kunstreichen Wölundur, und als er einst in blanker Rüstung, das zuletz geschmiedete Schwert an der Hüfte, vor sie hintrat und den gewaltigen Helmspalter aus der Scheide zog, der wie ein Blitzstrahl in seiner Hand flammte, als er damit Eisenstäbe spaltete, da meinte sie einen Helden zu sehen, wie voreinst in blutiger feldschlacht, wenn sie, Sieg oder Toi

bringend, über den Heeren schwebte. Sie schloß den Gatten liebend in die Arme und reichte ihm einen Goldring, der, wie sie sagte, bei Göttern und Menschen Liebe erwarb.

Indessen scholl kein Kriegsruf in dem einsamen Thale; nur Wolfsgeheul störte den Frieden der Nacht, und dann und wann kehrte ein Wanderer ein, um eine Rüstung oder ein Schwert von den Schmieden zu erstehen. Das Leben floß still und einförmig hin. Da erwachte im achten Jahre die Sehnsucht in den Frauen, Urlog zu treiben, die Thaten kühner Helden zu schauen, auf Wolkenrossen oder im Schwanengewand über Land und Meer zu schweben und nach Odin's Gebot im Kampfgetümmel zu walten. Sie wurden unruhig, sie grämten sich, sie verlangten nach ihren Federhemden; doch wagten sie nicht, den Gatten zu entdecken, was in ihrem Herzen nage, was ihnen alle Freudigkeit raube. Ein volles Jahr trugen sie still und in sich verschlossen den Gram; da fanden sie endlich im neunten Jahre einen verborgenen Schrein und darin die Schwanenhemden. Sie jauchzten laut, sie eilten zum Strande, und tönenden Flügelschlags entschwebten sie zu den blauen Höhen.

Die wegmüden Schützen kehrten am Abend vom Weidwerk heim. Sie schleppten mit sich ihre Jagdbeute, eine erlegte Bärin; aber sie fanden das Haus verödet und den Schrein, der die Walfürengewänder barg, offen und leer. Sie erkannten, was geschehen war, und ohne zu rasten machten sich Egil und Slagfider auf den Weg, die geliebten Frauen zu suchen. Wölundur blieb gramvoll zurück; denn er hoffte, Allweiß, die Gute, werde wiederkehren. Er saß daheim und schmiedete Goldringe, dem gleich, welchen ihm die Frau als Pfand ihrer Liebe gegeben hatte. Siebenhundert solcher Ringe band er mit Bast zusammen, darunter den echten, den nur er und sein Weib, nicht aber eine diebische Hand herausfinden konnte. Einst kehrte er spät Abends von der Jagd heim, und als er die rothen Ringe zählte, fehlte einer und gerade der, welchen er über Alles werth hielt. „Sie war im Hause, sie hat ihn herausgefunden, sie wird wieder zu dir kommen,“ sprach er bei sich und träumte den süßen Traum des Wiedersehens. Seine Gedanken verwirrten sich; er fiel in einen tiefen Schlaf. Er ward aber unsanft aufgeweckt und fühlte, wie er sich aufrichten wollte, festgeschnürte Stricke an Händen und Füßen. Fackeln leuchteten, Waffen klirrten umher, und vor dem überraschten Schmied stand ein Mann von grimmigen Ansehen. Er kannte ihn wohl; es war Niduder, der Niaren-Droß (Vogt, Fürst); er errieth auch, daß ihn derselbe überfallen, weil er seine Verlassenheit erfahren hatte. „Schwarzalfengesell,“ schnaubte ihn der Droß an, „von meinem Boden hast du dein Gold genommen, das du zu Ringen schmiedest, um damit mein Kriegsvolk zu werben.“ Wölundur schwieg Anfangs, dann versetzte

er: „Nebelgesünnter, nicht in deinen windkalten Bergen wächst das lautere Metall; es ist Rheingold, das in meinen Kammern leuchtet. Wer giebt dir Gewalt, den freien Mann in Bande zu legen?“ — Der Drost befahl statt aller Antwort, die Stricke fester zu schnüren, ihn und die vorgefundenen Schätze in das Fahrzeug zu laden und eilends nach dem Lande der Niaren die Fahrt zu steuern. Der Mond beleuchtete die Spiegelfläche des Meeres und die hellen Schilde der Bewaffneten, die den gefesselten Schmied umgaben. Ehe er unterging, erreichte das Schiff die Küste, wo die stolze Niarenburg ihre Zinnen erhob. „Wie der Schwarzalfe so greulich uns anblickt; seine Augen sind Feuerräder, gleich den Augen eines Lindwurms,“ murmelten die Krieger unter einander, als sie den gebundenen Mann in enge Haft schleppten. Der Drost schien ähnliche Gedanken zu hegen. Er umgürtete sich mit Wölundur's Sieges-
 schwert, gab den Ring der Liebe seiner Tochter Vödwilde, der fürstlichen Gattin ein funkelndes Brustgeschmeide, dann sagte er, er wolle dem Gefangenen das Uebrige zurückerstatten, ihn in seinen Dienst nehmen und durch Wohlthaten für sich gewinnen. „Wie?“ antwortete die Argesinnende Fürstin, „bist du vor der Zeit altersschwach geworden? Hast du nicht gesehen, wie der Giftwurm aus seinen Augen Blitze schießt, die tödten? Er wird der Rache nimmer vergessen, sondern uns Alle verderben, wenn er sich frei fühlt. Darum durchschneide man dem Alfenkönig die Sehnen an den Füßen und setze ihn auf den nahen Holm Säwarstader, daß er gelähmt uns diene und Waffen und Kleinodien anfertige.“ Der Rath dünkte dem Drost klug, und er ließ ihn ausführen.

Da saß nun der unglückliche Mann auf dem Holm Säwarstader in seinen Schmerzen und brütete Rache und gedachte manchmal der schönen Zeit in der Wüste des Wolfsthals. Niemand getraute sich, den Holm zu betreten, als Viduder, der Drost, der ihm seine Aufträge ertheilte, nachdem die Wunden geheilt und die Lähmung den mißhandelten Mann ungefährlich gemacht hatte. Aber er schien nur ungefährlich, da man seine Kunst und Alfennatur nicht kannte. Er schuf sich ein flügelkleid nach dem Muster der Walfürengewänder, er hätte damit entfliehen können; allein er gedachte der Rache mehr als der Freiheit. Mit unverdrossenem Fleiß fertigte er dienstwillig für den Gebieter Rüstungen, Geschosse, Schwerter und Goldschmuck. Eines Tages brachte ihm der Drost das ihm geraubte Schwert, daß er Knauf und Bügel reicher mit Gestein verziere. In drei Nächten, meinte der Schmied, werde es nach des Herrn Begehren fertig sein. Nun glühte die Esse, schallte der Hammer Schlag Tag und Nacht; denn Wölundur vollendete nicht blos den gewünschten Zierrath, sondern auch ein zweites Schwert, nicht unterscheidbar von dem ersten, aber ohne dessen Härtung und ohne den siegverleihenden Zaubersegen.

Die falsche Waffe gab er dem Drost, der sie zufrieden lächelnd empfing.

Einst schaukelten sich auf schwankem Kahn die zwei lieblichen Knaben Niduder's. Sie ruderten hin und her und fuhren auch Säwarstader vorüber. Da stand auf Krücken gestützt der ruhige Alfengeselle. Seine Augen glühten nicht von unheimlichem Feuer, wie die des Lindwurms; er winkte den Kindern freundlich; er zeigte ihnen rothe Ringe und funkelndes Gestein, in Gold gefaßt. „Kommt herüber, Kinderchen!“ rief er, „ich will euch noch schönere Ringe zeigen in der Truhe, und ihr sollt euch auswählen und mitnehmen, was euch wohlgefällt.“ Die Knaben trieben fröhlich den Kahn ans Ufer und hüpfen arglos um den lahmen Mann, der nach der Schmiede humpelte. Er zeigte ihnen die mächtige Truhe, hieß sie aufschließen und half ihnen den schweren ehernen Deckel aufheben. Sie schauten begierig hinein. Wie leuchteten da die goldenen und silbernen Kleinodien, Methhörner, Kammern, glührothe Ringe, Stirnbinden, wie Schlangen geschweift! „Mir den hellen Brustring! Mir das Schlänglein mit den funkelnden Augen!“ so riefen die Kinder und schauten tiefer in die Truhe. Da schlug der Schmied den scharfkantigen Deckel zu, daß die Häupter der Knaben zu den Kleinodien rollten, die Leiber aber auf dem Boden der Halle zuckten. Da lachte der harte Mann, der Rache froh, und tilgte das rieselnde Blut von dem Estrich. Darauf zerstückte er mit scharfem Messer die Körper, barg Hände und Füße unter dem Fesseltrog, die Rumpfe vergrub er in der Schmiede. Er schlief in der Nacht nicht; er wollte erst das Werk zu Ende bringen. Aus der Truhe langte er die Köpfe der Kinder hervor und sonderte ab Schädel, Augen und Zähne. Jene formte er zu zierlichen Trinktgefäßen für Niduder; die Augen wandelte er in Edelsteine für dessen Weib, und die weißen Zähne, in Gold gefaßt, sandte er Bödwilden als Brustgeschmeide.

Dem Niaren-Drost mundete nicht das Bier, das man ihm in den zierlichen Bechern bot, und selbst der Wein aus dem Südland machte ihm wenig Freude, denn er vermüßte die wonnigen Söhne. Um sie war auch sein Weib in Sorgen, da man die Knaben vergeblich gesucht hatte. Nur Bödwilde war wenig besorgt um die Brüder und ergößte sich an dem Geschmeide mit den weißen Perlen. Als sie es aber anlegte, fiel ihr der Liebesring vom Arm und zerbrach. Sie weinte viel, denn sie fürchtete den Zorn des Vaters, wenn er den Schaden gewahre. In ihrem Kummer gedachte sie des kunstfertigen Schmiedes, der sich ihr freundlich erwiesen hatte; sie hoffte, er werde wol Hülfe schaffen, und fuhr am Abend nach dem Holm. Wölundur war sogleich bereit, den Schaden zu bessern, und versicherte, Vater und Mutter würden den Reif schöner finden als zuvor. „Setze dich nur auf den Sessel und trinke den Becher edlen Meths, den ich dir hier biete, während ich das Werk fördere.“ Bödwilde folgte der



Chriembild erblickt Rüdiger's Leichnam.

„Laßt die Sorge schwinden,“ rief der Spielmann dagegen, „der gute Held hat euch gedient bis in den Tod; da erst ward die Sühne geschlossen.“ Er ließ darauf den zerhauenen Leib des Markgrafen emporheben, daß der König, die Königin und alle Heimen ihn erblickten. Ekel stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus, dann verwünschte er



Dankwart im Kampfe mit Hodel's Recken.

3.

Die Burgunden bei König Etel.

Während die Recken sich beriethen, wie sie den Dienst leisten möchten, den ihre Herrin begehrte, wandte sich die Königin zu ihren Brüdern und lud sie ein, ihre Rüstungen abzu- legen, auch ihren Mannen das Gleiche zu befehlen, da es nicht Sitte sei, in Waffen vor dem Könige der Heimen zu erscheinen. „Das will ich widerrathen,“ sprach der Held von Tronege; „ich gedenke, Schild und Wehre vor dem Könige, wie

vor der Königin, mit Ehren zu tragen. Man will uns wehrlos machen, um uns wie gebundenes Schlachtvieh dem Schlächter zu übergeben.“ — „Wüßte ich,“ antwortete Chriemhild, „wer solches gerathen, so sollte es



Wie die Burgunden zu Vechelaren empfangen wurden.

Es war stiller geworden unter den Recken; da erhob Volker, der kühne Spielmann, die Stimme und sprach: „Wenn ich ein reicher Fürst wäre und eine Krone trüge, so legte ich sie der wonnesamen Maid zu fügen und spräche, du sollst meine Königin sein.“ — „Und unter einer Krone sollte sie gehen,“ sprach Gernot, der Degen, „wenn ich sie ihr auf das schöne Haupt setzen könnte.“ — „Ihr wißt nichts und begreift nichts,“ rief Hagen der Troneger; „seht ihr denn nicht, wie unser König Giselherr



Dietrich und Hildebrand.

I.

Der Todesbund.



ort steht auf hoher Warte noch immer die alte und doch ewig junge Sage. Sie winkt uns, sie deutet gen Osten der Donau entlang, nach dem Lande der Heunen, wo die Ezelburg mit ihren goldenen Zinnen emporragt. Wir folgen auf den Flügeln der Phantasie ihrem Fingerzeig. Wir erblicken zur Rechten der Burg einen Hügel, den

eine mächtige Säule von schwarzem Marmor bekrönt. Das frühroth spiegelt sich in seiner geplätteten Fläche und beleuchtet auch die Blumen, die eine sorgsame Hand dahin gepflanzt hat. Ein Mann im grauen Trauergewand schreitet wankenden Schrittes nach der einsamen Stätte, und wie er da steht, ist es, als wolle er mit seinen starren Blicken bis in das Innere des Hügels dringen. Es ist König Ezel ohne Krone, ohne Perlschnur, ohne den goldnen Gürtel um die Hüften. Er hat jählings gealtert, denn seine Haare und sein Bart sind in wenigen Tagen eisgrau geworden. „Ja,“ murmelt er, „da haben wir sie hingebettet, und mit ihr, mit meiner Königin Chriemhild, ist alle meine Freude und Wonne zu Grabe gegangen. Unser Söhnchen Ortlieb schläft bei ihr, in ihrem Arm, und ich selbst werde wol bald mit ihnen vereinigt sein. Aber das hat nicht sie gethan, die man die Unheilstifterin nennt; das haben die finstern Nornen also gefügt, die im Verborgenen die Geschehnisse der Menschen weben.“ Er läßt sich auf einem Rasensitz nieder und versinkt in düsteres Schweigen.

Auf der andern Seite des Palastes erhebt sich ein größerer, umfangreicherer Hügel, und daran steht ein Mann in glänzender Rüstung. Es ist Herr Dietrich, der Vogt von Bern, der, so scheint es, seine Heergefellen aus dem Todeschlaf erwecken möchte.

„Sie hören mich nicht,“ murmelt er wie Egel für sich hin, „sie vernehmen nicht mehr die Stimme ihres verlassenen Herrn, mit dem sie in Freud und Leid verbunden gewesen waren. Sie schlafen mit den Andern, die sich feindlich bekämpften. Jetzt hat sie Alle das Grab verhöhnt und vereinigt. Aber warum habt ihr mich allein und hilflos zurückgelassen? Wer soll mir nun zur Seite stehen, daß ich mein Amelungenland, mein geliebtes Bern wieder gewinne? Hei, du gutes Schwert, bist mir nun unnütz worden. Ich will in die weite Fremde gehen und Bettelbrot heischen, bis mich der Tod mit euch zusammenführt. Brich, unnütze Klinge, dein Dienst ist zu Ende!“

Er zieht sein Schwert, um es zu zerbrechen; aber da legt sich ein weicher Arm um seinen Nacken, und wie er sich umwendet, blickt er in das Angesicht seiner treuen Gattin Herrat. „Held von Bern,“ spricht sie sanft mahnend, „hast du den alten Muth verloren? Wo ist dein gewohnter Heldensinn hingeschwunden? Raste nicht länger rathlos, thatlos im Heunenland, wo König Egel gebrochenen Muthes keine Heerfahrt mehr rüstet; zeuch ohne seine Hülfe gen Camparten (Lombardie); vertraue auf dich selbst, auf dein Recht, auf dein Schwert, nicht mehr auf andere Menschen.“

„Doch aber auf den getreuen Hildebrand,“ rief der Meister, der ungesehen genakt war. „Der Alte steht zu dem Vogt von Bern,“ fuhr er fort, „und der rath auch zur Heerfahrt, gleichwie die edle Frau hier an der Todtenstätte.“ „Herr,“ setzte er hinzu, als der Berner seine hochherzige Gattin in die Arme schloß, „Herr, wer solch ein Weiblein sein eigen nennt, der hat, bei meinem Graubart, einen größeren Schatz, als der Nibelungenhort ist. Nun aber bringe ich gute Zeitung. Die reisigen Leute, die uns hierher folgten, sind nicht alle entwichen, als unsere Recken fielen; etliche biderbe Männer sind treu geblieben. Dann harret der getreue Eckhard mit seinen Gesellen auf unsere Ankunft in Camparten, und mein lieber Junge Hadubrand, den ich als Knäblein bei Frau Ute zurückließ, ist ein stattlicher Degen geworden und führt Befehl zu Garden. Er und noch andere Wigande werden zu uns stehen. Darum auf nach Camparten, mag auch der Kaiser Ermenrich zu Romaburg seine Heere aufbieten!“

„Auf gen Camparten!“ wiederholte der Bernerheld, sich hoch aufrichtend, „entbiete die Reisigen in unsere Herberge, daß ich sie von Angesicht schaue.“

Was nun weiter in der fürstlichen Herberge erfolgte, geben wir mit den Worten des Dichters:

In reicher, ritterlicher Hall,
Wo sonst man Festtag hält,
Vereint die Mannen allzumal
Ein Gastmahl wohl bestellt.

Sie schmausen dort an Tafelrund,
Sie trinken Purpurwein
Der Held von Bern, der Meister und
Die Knecht' in gleichen Reihn.

Und einen Becher goldgeschmückt
Der Herr den Mannen bot,
Darinnen er hat eingedrückt
Ein nährend Weizenbrot.

„Vernehmt,“ also der Held begann,
„Was bald nun werden muß,
Daß, wer nicht mit mir sterben kann,
Wend' eilends weg den Fuß.

Wir ziehen gen Lamparten fort,
Wo Kaiser Ermenrich
Ein zahllos Volk von Süd und Nord
Entbietet sicherlich.

Das Recht vor Augen, in der Hand
Das schneidig scharfe Schwert,
Und Muth im Herzen unverwandt,
Das macht des Sieges werth;

Und wird der Sieg uns ungetreu,
So bleibt ein stolzes Grab,
Das Ehre schmückt und nimmer Ren'
Und nimmer Schmach umgab.

Wer nun von diesem Becher trinkt,
Vom Brote speiset hier,
Der ist es, dem die Ehre winkt,
Zu stehen treu mit mir.“

Es speist und trinkt die kühne Schar;
Doch Einem reicht die Hand
Des Berners nicht den Becher dar,
Dem alten Hildebrand.

Und wie der Arme trübe spricht:
„Bin ich nicht ehrenwerth?“
Der Herr zu andern Antes Pflicht
Den tapfern Mann begehrt.

„Nein, Meister du, nicht sorgenbang,
Sollst führen mein Gemahl
Durch Feld und Wald an Bergeshang
Ins friedlich stille Thal.

Ist mein Gemahl in sicherer Hut,
Dann, Schicksal, walte frei;
Du beugst doch nimmer unsern Muth,
Was auch dein Wille sei.“

Sein Auge blizt; so steht ein Held
Im letzte Kampfe da,
Und ob er siegt, und ob er fällt,
Umstrahlt ihn Gloria.

Die Krieger alle nur auf ihn,
Den Tod verachtend, schaum,
Da tritt zu ihnen schweigend hin
Die herrlichste der Frau'n.

Sie nahet still dem Tafelrund,
Wie einst dem Traualtar;
Sie speist und trinkt zum Todesbund
Mit der getreuen Schar.

„O Herr,“ so spricht sie thränenlos,
„Ich fahre mit gen Bern;
Dort harr' ich in der Ahnenschloß,
Nicht mehr von dir so fern,

Und fällt dich selbst des Krieges Sturm,
Sind Feinde rings geschart,
So steh' ich auf des Schlosses Thurm,
Vor herber Schmach bewahrt.

Von mir geschürt die Flamme dringt
Hinauf zum Ahnensaal,
Bis Burg und Thurm mit mir versinkt,
Der Treue Ehrenmal.“

Der Held sein trautes Lieb umfaßt:
„Du bist der Ehre werth,
Weil du mit uns ein letzter Gast,
Die Neige hast geleert.“





Dietrich's Auszug mit Herrat und Hildebrand. Zeichnung von H. Vogel.

2.

Heerfahrt nach Lamparten (Lombardie).



er Bund auf Leben und Sterben war geschlossen, und Dietrich nahm Urlaub von König Egel, den er nicht in seinen goldenen Sälen, sondern in einer düstern Kemenate fand. Der harmvolle Herrscher gab spärliche Antwort; er fragte nur, ob der Berner seine Mannen im Hügel wachgerufen habe; dann winkte er ihm, zu scheiden.

Er wollte allein sein mit seinem Gram.

Die drei Verbündeten setzten sich in Bereitschaft zur Fahrt nach Amelungenland, einem Theil von Lamparten. Der mächtige Kaiser Ermenrich hatte vor vielen Jahren den Vogt von Bern mit großer Gewalt aus seiner Herrschaft verdrängt, und jetzt wollte der kühne Held mit Meister Hildebrand und sieben getreuen Mannen sein Land wieder gewinnen. Indessen war auch Herrat mit Rath und That hülfreich ihm zur Seite, und der Meister hatte viel von Helfern im erschutten Lande

geredet; daher erschien die Hoffnung auf Erfolg nicht eitel. Zwei Säumen (Saumrosse) begleiteten den Zug, der eine mit Mundvorrath und Rüstzeug, der andere mit der Gewandung und den Schätzen der edeln Frau belastet. Die Fahrt über das Gebirge war beschwerlich und ging langsam vorwärts. Der Berner, von Ungeduld getrieben, war oft eine weite Strecke voraus. Als er auf eine Hochfläche gelangte, über welche auf steilem Fels eine Burg emporragte, jagte der alte Meister hinter ihm her und rief: „Herr, haltet Heer und Schwert bereit, denn in dem Felsenest haust ein grimmiger Wolf, der starke Elzung, ein Wegelagerer und Feind der Urmelungen.“ Die Lehre war nicht vergeblich, denn der Raubfahrer brach plötzlich mit vielen Reissigen aus einer Schlucht hervor. Er forderte höhnisch als Weggeld Roste und Rüstungen, desgleichen die rechte Hand und den linken Fuß der Wanderer. „Rüstzeug, Hände und Beine können wir nicht gut missen“, versetzte Hildebrand, „wir sind ihrer zum Kampf im Urmelungenland benöthigt.“ Da indessen auch Herrat mit den Kriegseuten anlangte, so begehrte der Wegelagerer auch die schöne Frau, die ihm wohlgefiel, und die er zur Kurzweil als Ehegenossin auf seine einsame Burg führen wollte. „Auch der herrlichen Frau sind wir bedürftig“, erwiderte der Meister, „dieweil sie auf der Fahrt für unsere Leibespflege sorgt.“ Der Berner Held hatte indessen den Speer eingelegt und ramnte den Wegelagerer kopfüber vom Pferde. Sofort begann mit den Reissigen der Kampf, der mit ihrer Niederlage endigte. Der Burgherr selbst wurde gebunden und sollte auf einem der erbeuteten Pferde mitgeführt werden. Da sprach er grimmigen Muthes: „Habt ihr mich geschädigt, so will ich euch üble Zeitung melden, denn ich erkenne euch wohl; ihr seid Ermenrich's Mannen und kommt aus fernen Landen. Vernehmt denn: der Kaiser Ermenrich, euer Herr, hat auf den Rath seines ungetreuen Marschalls Sibich die schöne Swanhild, seine Gemahlin, von Rossen zertreten lassen; dafür wurde er von den Brüdern derselben an Händen und Füßen verstümmelt. Wenn ihr gen Romaburg kommt, hat er vielleicht schon geendet, und der Marschall wird euch in einem Verließ Unterkunft verschaffen.“ — „Hei, unverzagter Mann“, rief Dietrich, „du rennst dem Galgen zu, wenn du dein Raubgeschäft nicht aufgibst; aber uns bist du gegen deinen Willen ein glücklicher Bote; daher löse man dem Strolch die Bande und lasse ihn laufen.“ — Der frei gelassene Räuber sah verwundert mit offenem Munde den Reisenden nach, die lachend ihres Weges zogen.

Die Straße führte nach einem andern Burgsitz, wo der mit Hildebrand befreundete Graf Lodwig mit seinem tapfern Sohne Konrad bisher seine Freiheit gegen den Kaiser Ermenrich behauptet hatte. Die Reisenden wurden mit großen Ehren empfangen; doch verweigerte Dietrich die

Einkehr ins Schloß, weil er gelobt hatte, nicht eher unter ein Dach zu treten, bis er sein geliebtes Bern (Verona) wieder gewonnen habe. Deswegen wurde das festliche Mahl im freien hergerichtet, und da mundete den werthen Gästen unter dem grünen Gezweige die leckere Kost trefflich, während die besiederten Sänger ihre Lieder dazu anstimmten. Beim Gelage füllte Frau Herrat den weidlichen Zechern fleißig die Becher mit glührothem Südwein. Da gab es fröhliche Reden, heitere Trinksprüche und mancherlei Kurzweil. Das Gelage ward unterbrochen durch einen Boten von dem getreuen Eckehard, der eilends auf schweißtriefendem Rosse daher jagte. Er berichtete, Ermenrich sei seinen Wunden erlegen und der falsche Sibich habe sich der Herrschaft bemächtigt. Derselbe stehe an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Söldnern, das er mit den kaiserlichen Schätzen erworben habe; alles Volk aber begehre den Vogt von Bern zum Herrscher in Romaburg. „Das ist gute Zeitung,“ sprach Frau Herrat, „nun vernehmt meinen Rath: der Vogt von Bern, mein Ekeherr, fährt mit dem jungen Recken Konrad und begleitet von mir nach der Stadt seiner Ahnen, während der alte Meister mit Lodwig, unserm edeln Wirth, gen Garden fährt, wo die Wölfinde, sein Geschlecht, heimisch sind. Wie werden sich Frau Ute, seine Hausfrau und sein Sohn Hadubrand der Heimkehr des theuren Mannes freuen! Am großen Heerstrom finden wir uns wieder zusammen, und dorthin bescheiden wir auch den getreuen Eckehard und den kühnen Hache, seinen Gebrüden (Dienstmann). Dann fahren wir gen Romaburg, den üblen Marschall, der sich jetzt Kaiser nennt, zu züchtigen.“ Der Rath der klugen Frau dächte den Recken heilsam, und sie brachen folgenden Tages auf, um das Werk zur Ausführung zu bringen.

Fröhlichen Muthes trachte der alte Meister mit Lodwig und seinen Mannen gen Garden am glänzenden See. Er erzählte viel von seinen Abenteuern, insbesondere von dem harmvollen Ausgang der Nibelungen. Schmetternde Hörner unterbrachen seine Rede. Als er sich umkehrte, erblickte er wehende Banner, die er wohl kannte. Es waren heimische Feldzeichen, und bald sah er sich inmitten einer Heerschar heimischer Krieger, die, des Stillstehens müde, den Spuren des Berners gefolgt waren. Sie begrüßten jubelnd den alten Meister und schlossen sich dem Zuge an. Der Marsch ging weiter durch das Ledrothal an starren Felswänden vorüber, dem Ponalbache entlang, der, aus finsterner Schlucht hervorbrechend, brausend und schäumend dem Spiegel des Sees zueilt, wo er Ruhe findet, wie der Held nach mühereicher Bahn in Odin's Halle. Da sah man zu beiden Seiten der Straße Aloe, aus Felspalten hervorstarrend, bald auch Oliven- und Maulbeerpflanzungen und das dunkle Laub der Citronen und Orangen. „Dort,“ rief der Alte freudig

bewegt, auf glänzende Zinnen deutend, „dort ist Garder, meiner Ahnen der Wölfsinge Sitz; da harret meiner die liebe Frau Ute und mein Sohn Hadubrand, den ich als zartes Knäblein verlassen mußte; da werden wir freudig empfangen werden.“

Er hatte das Wort kaum gesprochen, so sah man einen gerüsteten Heerhaufen herantraben, dem der glührothe Heerschild, das Wahrzeichen des Kampfes, voranleuchtete. Ein Recke in glänzender Rüstung sprengte vor. „Heda,“ rief er, „ihr Heunen, kommt ihr wieder, unser Feld zu verwüsten. Aber ihr findet uns zur Wehre bereit. Ist nun ein unverzagter Degen unter euch, der mit mir das Schwertspiel Stirn gegen Stirn versuchen will, der trete vor.“ Von dem nun folgenden Zweikampf sangen die Skalden lange Zeit; denn es war ein Kampf zwischen Vater und Sohn.

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand.

Ich hörte von Leuten, der Länder kundigen,
 Daß vormals sich forderten im Felde zum Blutkampf
 Zwischen zwei Heeren zornigen Muthes
 Hildebrand und Hadubrand, herrlich gerüstet,
 Vater und Sohn, um Siegruhm sorgend.
 Um breite Brust sie die Brünne schnürten,
 Daß stark im Streite das Sturmgewand schirme.
 Die scharfen Schwerter um die Ringe sie schlangen,
 Da zum Streite sie strebten. Hildebrand sprach,
 Der greise Krieger, auch groß an Weisheit:
 „Welches Vaters rühmst du dich, junger Recke?
 Oder welches Geschlechts? Gib schlichte Antwort.
 Nenn' einen der Männer, dann die andern weiß ich alle.
 Der Könige kenn' ich viele, kund ist mir das Erdenvolk.“
 Drauf Hadubrand hob an, Hildebrand's Sohn:
 „Leute mir sagten, die lange geschieden sind,
 Daß mein Vater fuhr in ein fernes Land
 Vor Sibiches Neid, daß nicht säumte der Recke
 Zu weichen weithin mit Wenigen ostwärts.
 In der Fremde er darbt, ein freudloser Mann;
 Doch focht er im Kampfe vor allem Volk,
 Die Fahne führend zum frohen Siege.
 So war er kund den kühnen Männern.
 Die sagten, er sei im Siege gefallen,
 Die Feinde verfolgend auf feurigem Ross,
 Nicht wähn' ich, daß er noch wall' im Leben.“
 Da sprach Hildebrand, Herbrand's Sohn:
 „Ein Mäge mir scheintst du, muthiger Recke;
 Nenne deinen Erzeuger, wie sich ziemt der Jugend.“

Antwort gab Hadubrand mit Hohn dem Alten:

„Wenn im Staub hingestreckt von meinen Streichen du liegst,
Trug sinnender Dränger, dann trägst du die Märe
Hin gen Helheim, die nicht länger ich hehle.“

Antwort gab Hildebrand, Herbrand's Sohn;

„Du weißt, o Irmingott, oben im Himmel,
Daß du mich nimmer, mit so nahen Sippen
Schwertspiel zu wagen, zur Wahlstatt sandtest.“

Er wand von dem Arme die gewundene Spange,
Vom Kaiserringe kunstvoll geschmiedet:

„Die gab mir gütig der hehre König,
Der Heumen Herrscher, huldvoll sprechend,
Daß ich sie reiche dem werthen Recken,
Dem trauten Sippen, ihm send' er die Gabe.“

Wieder sprach Hadubrand, Hildebrand's Sohn:

„Mit gellendem Geere empfängt man solche Gabe,
Spitze gegen Spitze, ist Sitt', alter Heune,
Eistig späher, mit Red' umspinnend,
Sinnst in die Seite du den Speer mir zu bohren.
Trug sinnst du unseligen, so alt an Jahren.

Mir sagten Segler, die gefegelt waren,
Unter dem Mondesjaal fern, daß fiel
Der werthe Vater, im Kampfe gefällt;
So ist gestorben der starke Held.“

Antwort gab Hildebrand, Herbrand's Sohn:

„Nicht zwang dich ein Zwingherr in Zwietracht jemals,
Daß elend, ein Flüchtling, du entflohest der Heimath;
Der waltende Gott mir, dem wallenden Mamie,
Solch Wehsal sandte sonder Verschulden.

Da war geschart ich im Schützenvolke,
In vordern Reihen; doch fällte den Kämpfer
Der Tod nicht im Toben des tückischen Streites.
Dein geschwungenes Schwert, begehrtst du, soll schwelgen
In meinem Blute! Wie verblendet bist du!
Willst starrenden Stahl mir stoßen ins Herz,
Oder ich soll morden mit mörd'rischem Erz dich!
Versuch es, Geselle, auf, sende den Schaft her!
Wenn kriegerische Kraft dich kräftigt zur That,
Das Rüstzeug zu rauben mit rassenden Händen
Verwandtem Recken, wenn solches dir recht dünkt.
Der Feilste im Volke solch Gefecht verschmäht;
Nun lenkst du mit Lachen zum Kampfe gelüstend,
Gewandung zu rauben und Wehre dem Greis:
Doch weiß nur Allwalter, wer Raub gewinnt.“

Sie schießen in schirmende Schilde die Eschen
 Mit scharfen Schauern, daß drinnen sie stehen;
 Steinhämmer krachen, geschwungen mit Kraft,
 Zerspaltene Schilde den Schein verlieren,
 Des Meisters Helmhut klappt zerhauen;
 Da wendet sich weichend, wankend der Held,
 Der nicht morden will den weidlichen Degen.
 Einen scharfen Schirmschlag dem Recken er schlägt
 Und ringt anrennend ihn rücklings nieder;
 Er faßt in die Faust das scharfe Schwert,
 Dem gefällten Feinde dräuennd den Tod,
 Wenn nicht er nenne Geschlecht und Namen.
 Da spricht Hadubrand, Hildebrand's Sohn:
 „Des Sieges ledig durch den listigen Kämpfer,
 Doch nimmer bin ich der Ehre bar,
 Daß bang' ich mich beugte deinem Gebot.
 Hei, brauche dein Recht; die Todesrunne
 Schneid' in die Brust mir, ich schandre nicht.
 O Irmingott, laß' Frau Ute genesen,
 Die harmvoll harret auf Gatten und Sohn.“
 Da spricht Hildebrand, Herbrand's Sohn:
 „Du selbst, kühner Recke, bist Sieger worden;
 Denn ich, der Alte, nenne mich zuerst.
 Schau hier, das Ringlein reichte mir Ute
 Als minnigliche Maid, zur Feier der Vermählung.
 Du warst, du bist unser einziger Sohn,
 Ein herrlicher Held und Herrscher zu Garden.“
 Er erhob von der Erde den Hochgemuthen,
 An die Brust ihn schließend, bedeckt von der Brünne.

„Um Gott, Frau Ute, sollst eilends niedersteigen
 Vom Söller, zu schauen den lieben Sohn.
 Heim kehrt der kühne Held als herrlicher Sieger.
 Einen Gefangenen führt er, deß Helmhut er zerhauen hat,
 Einen alten Krieger mit langem Graubart.“
 So mahnet die sorgliche Magd die Herrin.

In den Saal eintreten Vater und Sohn;
 Deß freunt sich die Frau, des Fremdlings nicht achtend,
 Doch küßend den Liebling und lobend oftmals.
 Zum Mahle sich setzen die Männer in Minne,
 Zu oberst der Alte, wie dem Edeling geziemt.
 Deß zürnet Frau Ute, und zornigen Muthes
 Beginnt sie zu schelten, zu schmäh'n den Sohn,
 Dieweil den Gefangenen mit Fülle von Ehren
 Vor anderen Helden er erhob zum Hochsitz.

„Traun, Mutter Ute,“ ruft entgegen der Recke,
 „Der Alte bezwang mich im Zweikampfe kraftvoll,
 Doch ist er ein Freund uns, zur Freude dir selbst.
 Du kennst ihn, ich wähne, den weidlichen Wiegand;
 Hei, biet' ihm den Becher, mit Firnwein gefüllt.“
 Frau Ute beschaut ihn; wie schäumende Wellen,
 So stutet ihm nieder der stockige Graubart
 Bis zum Gürtel, und Schrammen, vom Schwerte gerissen,
 Durchfurchen das Antlitz des furchtlosen Degen;
 Nicht kann sie erkennen den trauten Gemahl.
 Sie bent ihm den Becher mit biederer Händen;
 Er leert ihn — ihm leuchten die Augen — zur Neige,
 Und ein Ringlein entrollt aus dem Mund ihm hinein.
 Sie erblickt, sie erkennt die Gabe der Liebe,
 Die einst sie verliehen dem geliebten Gatten.
 Nun umfängt sie, nun hält sie fest in Armen
 Den lange verlornen, verlassenen Helden,
 In friedloser Fremde ein freudloser Mann.
 Schon sitzen beisammen in seliger Wonne
 Die Wölfsinge, Vater und Mutter und Sohn.
 Ein Fest sie feiern, dem Alten zu Ehren,
 Der Leid hat erlitten und den Sieg doch gewann.

Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand ist nur als Bruchstück auf unsere Zeit gekommen. Wir haben es in unserm größeren Werke nach dem muthmaßlich tragischen Ausgang vollständig gebracht; hier haben wir nach der mittelalterlichen Dichtung den befriedigenden Schluß beigefügt. Das alte Lied ist ein werthvoller Ueberrest aus der germanischen Heroenzeit, und es ist zu beklagen, daß es nur ein Bruchstück ist. Die Kämpfer reden und handeln ganz im Geiste der homerischen und nordischen Helden, oft in epischer Breite, aber schlicht und einfach und doch durch das Thema selbst: „Kampf zwischen Vater und Sohn“, die innigste Theilnahme erweckend.





Dietrich's Einzug in Romaburg. Zeichnung von H. Vogel.



Dietrich's Ausgang. Zeichnung von H. Vogel.

3.

Dietrich, Kaiser in Romaburg.



Ohlgemuth trabte indessen der Berner Held nach seiner lieben Vaterstadt. Er wurde von den Burgmännern festlich empfangen. Sie hatten die Söldner Sibich's aus ihren Mauern vertrieben und schwuren ihrem alten Herrn freudig den Eid der Treue. Bald langten andere Häuptlinge mit ihren Mannen aus Burgen und Städten des Amelungenlandes an. Sie brachten Geld und Rüstzeug und gelobten Beistand gegen den verhassten, ungetreuen Sibich, der sich Kaiser nannte.

Auch Meister Hildebrand fand sich mit seinem Sohne und dem tapfern Lodwig ein, verstärkte nicht nur das Heer, sondern erhob auch durch seine Zuversicht das Vertrauen der Kämpfer auf Ruhm und Sieg. Auch die muthige Herrat begleitete ihren Gatten auf der Fahrt, und sie entdeckte einen Sendling Sibich's, der mit vielem Geld aus der kaiserlichen Schatzkammer die Kämpfer zum Treubruch und zum Verrath zu verleiten suchte.

Die Heere trafen bald auf einander; aber wie groß auch die kaiserliche Uebermacht war, und wie tapfer die streitharen Söldner des ungetreuen Mannes stritten, sie bestanden nicht vor Dietrich und seinen Helden. Vergebens suchte sich der feige Sibich durch Flucht zu retten; er ward von dem getreuen Eckehart und dessen Gesellen Hache ergriffen und unter dem Rufe: „Gedenke der Harlunge“ an den Galgen gehängt. Die Schlacht war geschlagen, der Sieg gewonnen. Von allen Seiten kamen die Landherren, dem Sieger zu huldigen. Er zog in Romaburg ein und empfing die Kaiserkrone. Bei dem Krönungsmahle saß die edle Herrat neben ihrem Gemahl, seine Ehren theilend, wie sie die Gefahren mit ihm getheilt hatte. Groß war der Jubel in der weiten Halle, und die Sänger priesen den Helden von Bern und seine Gesellen zum Harfenklang; als sie aber auch der Nibelungen, des hochherzigen Rüdiger, des unverzagten Wolfhart und Anderer gedachten, da glänzte eine Thräne im Auge des Berners und rann in den goldnen Becher. Es war der Vermuthstropfen, der in den Freudenkelch rinnt, damit sich der Sterbliche nicht seines Glückes überhebe.





Barbarossa's Tod. Zeichnung von H. Vogel.

Schluß.

Der Geisterzug.



vorstehende Sage von Dietrich von Bern bezieht sich auf den großen Ostgothenkönig Theoderich, der nicht nur Rom (Romaburg), sondern auch ganz Italien und die Vorherrschaft im Abendland besaß. In späterer Zeit erlangten die fränkischen, oder vielmehr deutschen Könige dieselbe Stellung und wurden die Beschützer des Christenthums gegen den Islam und das Heidenthum, verloren aber im Kampfe

gegen den Papst und die lombardischen Städte allmählich ihre Macht und Bedeutung, indem sich die Lehnsfürsten, als Wähler der Könige, ein Recht nach dem andern anmaßten. Eine der imposantesten Erscheinungen in der Zeit des Verfalls war der Kaiser Friedrich, der Rothbart, und um ihn schlingt sich ein Kranz von Sagen. Er endigte sein thatenreiches Leben, wie die Geschichte berichtet, auf einer Heerfahrt ins Morgenland, um das gelobte Land der Herrschaft der Türken zu entreißen. Er ertrank, wie man angiebt, in demselben Flusse, in welchem auch der große Alexander in Gefahr gerathen war. Die Sage berichtet nun, er ziehe mit allen Kriegern, die auf der Heerfahrt umgekommen seien, nächtlich durch die Wüste und weiter über Meer und Land nach seiner Kaiserburg Kyffhäuser, in deren unterirdischen Sälen er mit seinen Helden schlafe, bis Deutschland in höchster Gefahr sei. Dann, erzählt man weiter, würden die krächzenden Raben, die um die Burgzinnen flattern, weichen, und er selbst erwache, ziehe mit seinen Mannen dem deutschen Heere voraus in die Schlacht und zum ruhmvollen Siege. Ein deutscher Dichter hat diese Sage vor etwa zwanzig Jahren bearbeitet und eine Weissagung hineingelegt, die in unserer Zeit wunderbarer Weise in Erfüllung gegangen ist. Wir können des Raumes wegen nur diesen Theil hier zum Schlusse aufnehmen.

Der Geisterzug geht durch die Wüste. Er macht Halt bei einem fast verschmachten Pilger, der sich im kaiserlichen Heere als tapferer Krieger bewiesen und nun im Alter nach der heiligen Stätte wallt, um zu beten. Auf den Wink des Kaisers sprudelt ein frischer Born aus dem dürren Sand hervor, den lechzenden Mann zu laben. Dann rauscht es bald wie Sturmwind, bald wie lispelnde Lüfte, und der Pilger erkennt darin die Stimme seines geschiedenen Gebieters und vernimmt die prophetischen Worte:

„Ich hörte, treuer Held, dein brünstig flehen
Und sandte Labung dir am öden Ort;
Denn Liebe kann im Tode nicht vergehen;
Die wahre Liebe dauert ewig fort.
Christus, der Herr, ist immer bei den Seinen,
Und wo, spricht er, in seinem Namen zwei,
Wo drei der Jünger glaubensvoll sich einen,
Da ist er selbst, der Herr, in ihrer Reih',
Und alle Brüder, die auf Erden wallen,
Sind seiner Liebe, seines Reichs Vasallen.
Ich aber konnte nicht die Welt umfassen;
Mein Volk nur von dem Alpeneis zum Belt
Hat meine Liebe nimmermehr verlassen,
Dieweil mich Gott zum Hüter ihm bestellte.

Darum alljährlich durch der Wüste Zonen
 Zuech ich mit Allen, die der Sand bedeckt,
 Den tapfern Streitern, die mein Ruf erweckt,
 Ins Vaterland, zu schauen, wie dort wohnen
 Die Völker. Zum Kyffhäuser geht der Zug,
 Der Kaiserburg. Um ihrer Thürme Zinnen
 Schwirrt durch Jahrhunderte der Raben Flug
 Unseliger Entzweiung. Doch beginnen
 Wird einst der Eintracht glänzend Morgenroth,
 Wenn man es ferne wähnt, wird es erscheinen;
 Wenn den uralten Ruhm des Fremdlings Spott
 Und Hohn begeistert, wenn die Edeln weinen,
 Die Völker bluten, bricht der Morgen an.
 Der Nar, vor dem die heisern Raben sinken,
 Reckt aus die Schwingen, und es zieh'n die Bahn
 Vereint des Landes Söhne. Waffen blinken
 Ob der rathgier'gen Brüt, die lang' ummagt
 Des Reiches Marken, ehe Morgen tagt.
 Und mit des alten Kaiserschwertes Flammen
 Tret' ich zu ihnen, bis der Sieg gelingt,
 Bis Alle, die dem theuren Land entstammen,
 Gerechtigkeit und Friede mild umschlingt,
 Bis neu die Krone wird dem Heldengreife,
 Der kühn gerungen nach dem höchsten Preise.
 Ich seh' das Reich auf sicherem Grund erbaut,
 Ob auch noch Raben in der Ferne schreien,
 Die Edeln alle sind ihm angetraut,
 Bereit, ihm willig Gut und Blut zu weihen.
 Dann ist vollbracht, was mir ward aufgegeben
 Vom Herrn; ich gehe ein zu höherm Leben."

So sprach die Geisterstimme und zugleich
 Schwand auch die Todtenheerschar nebelbleich.
 Der Pilger sann; er wußte nicht zu scheiden,
 Ob er im Traume sah, ob offenbar
 Des Helden Geist ihm machte, was einst wahr
 Die Hand des Herrn vollbring' in künft'gen Zeiten.
 Doch, sprach er, war's ein Traum, so war er gut,
 Wie in des Kaisers Seele er genüht,
 Und wenn ihn einst des Volkes Edle träumen,
 Hintretend, eine Gott geweihte Schar,
 An den der Eintracht heiligen Altar,
 So wird der Traum nicht Wolken gleich verschäumen.
 Zu offenbaren Gottes ew'gen Rath,
 Tritt er ins Leben ein und wird zur That.

Wir können dem Dichter nicht weiter folgen; wir wollen nur den Wunsch hinzufügen, es möge die Weissagung bis an den Schluß in Erfüllung gehen. Wir bieten dir, lieber Leser, die Hand zum Bunde, daß du, wenn einst Gefahr droht, mit Herz und Hand für seine Wohlfahrt in die Schranken trittst gegen innere und äußere Feinde.

Ja, die Jugend soll's erwählen
Und der Mann es sich vermählen,
Und der Greis es forterzählen:
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es treu zusammen hält!

